

Zeitschrift:	Das Rote Kreuz : officielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes
Herausgeber:	Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz
Band:	14 (1906)
Heft:	3
Artikel:	Jean Henri Dunant, die Genfer Konvention und das Rote Kreuz
Autor:	Schmid, P.A.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-545351

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Rote Kreuz

Schweizerische Monatsschrift

für
Samariterwesen, Krankenpflege und Volksgesundheitspflege.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite		Seite
Jean Henri Dunant, die Genfer Konvention und das Rote Kreuz	49	Fahrpreisermäßigung auf den schweizerischen Eisenbahnen	67
Die unabhängige Krankenpflegerin	55	Die wichtigsten Samariterregeln für die Krankenpflege im Hause (Schluß)	68
Aus dem Vereinsleben	59	Die Transportkommission des schweiz. Roten Kreuzes	70
Durch das Rote Kreuz im Jahre 1905 jubilationsierte Kurse	64	Die epidemische Gelenktarre und ihre Bekämpfung	71
Mitteilung	66	Vom Büchertisch	72
Schweizerischer Samariterbund	67		

Jean Henri Dunant, die Genfer Konvention und das Rote Kreuz.

(Aus dem II. Band des Sekundarschul-Lesebuches für den Kanton Bern.)

Forschen wir dem Lebenslaufe irgend eines bedeutenden Mannes bis an die Wiege nach, immer werden wir vernehmen: „Er hatte eine gute Mutter“. So ist es auch bei Jean Henri Dunant, der am 8. Mai 1828 in Genf als Bürger dieser Stadt geboren wurde und noch heute in Heiden lebt. Schon sein Vater, Jean Jacques Dunant, war ein Freund und Helfer der Armen, und die Mutter Anne Antoinette Colladon, war, wie der Sohn von ihr bezeugt, die hingebende Liebe selbst, immer begeistert für alles Gute, Große, Edle, Hochherzige.

Kein Wunder, daß auch Henri von Kindheit an den lebhaftesten Anteil nahm am Schicksal der Armen und Unglücklichen. Er war als Sohn einer reichen und hochangesehenen Familie in der günstigen Lage, tun zu können, was ihm gefiel. Und er suchte seine Vergnügungen an einem seltsamen Orte, wo sie von jungen Leuten gewöhnlich nicht gesucht werden, und machte auch von seinem Gelde

einen ebenso ungewöhnlichen Gebrauch: er suchte am liebsten die Spitäler und Gefängnisse auf, wo er den armen Menschen vorlas und ihnen auch sonst durch seine tröstende Unterhaltung Beweise jenes herzlichen Mitgefühls gab, das den Unglücklichen oft wohler tut, als alles andere, und manche Familie wußte zu erzählen, wie er durch seine Unterstützungen ihrem größten Elende steuerte. „Da lernte ich“, erzählte er später, „das Unglück und das Elend von Angesicht zu Angesicht kennen in dunklen Gäßchen, in Wohnungen, die eher Ställen glichen, bei Menschen, die nichts ihr eigenen nannten, als eine Kette unmöglicher Leiden und Entbehrungen aller Art“.

Wie mächtig wurde er deswegen ergriffen, als er während des Krimkrieges (1853—56) las, wie Miss Florence Nightingale, diese vornehme und feingebildete englische Dame, mit Gehülfinnen auf den Kriegsschauplatz eilte und sich in den englischen Spitälern der verwundeten und kranken Soldaten, die grenzen-

los vernachlässigt wurden, mit solcher Sachkenntnis und solch unbegrenzter Hingabe annahm, daß die Todesfälle bald, statt 60 %, wie bis dahin, nur noch 2—3 % betragen!

Ihr Wirken erweckte in Dunant, wie er selbst sagt, die Begierde, auch vielen ein Wohltäter zu werden.

Bald kam die Gelegenheit dazu. Nachdem Italien in den Jahren 1848 und 1849 vergeblich den Versuch gemacht, die Lombardie und

Venetien von Österreich zu befreien, erhielt es zu diesem Zwecke im Jahr 1859 die Hilfe Napoleons III. Dunant erbat sich von den französischen Heerführern die Erlaubnis, sich unter ihren Truppen frei bewegen zu

dürfen, und wurde Zuschauer der Schlacht von Solferino vom 24. Juni 1859. Vom Morgengrauen an, während der glühenden Mittagshitze und bis zum Einbruch der Nacht wurde auf beiden Seiten mit unerhörter Tapferkeit gekämpft. „Jeder Hügel, jede Anhöhe, jeder Felsvorsprung, jedes Haus wurde der Schauplatz hartnäckiger Kämpfe; haufenweise lagen die Toten herum. Österreicher und Verbündete traten einander zu Boden, töteten einander auf blutigen Leichnamen, mordeten sich mit Kolbenschlägen, schlugen sich die Schädel ein, schlitzten einander mit dem Säbel oder Bajonett den Leib auf. Man sah

Kämpfer, die, nachdem die Schießvorräte erschöpft und die Waffen zerschlagen waren, einander um den Leib fassten und mit Feldsteinen aufeinander losschlugen. Es war ein Kampfen, ein Würgen rasender, blutgieriger Männer.“

Vierztausend Tote und Verwundete bedeckten das Schlachtfeld, und erst nach acht Tagen wurden die letzten geholt und geborgen — aus Mangel an Transportmitteln und an Leuten! In Castiglione, wo Dunant sich aufhielt, waren zu 6000 Verwundeten nur 23 Ärzte und 38 andere Sanitätspersonen: auf 100 Schwerfranke zwei einzige helfende Hände! Es gelang Dunant, eine Anzahl

Frauen aus dem Volke zusammenzubringen, die sich nach der Schlacht wieder aus ihren Verstecken hervorgewagt hatten, um den hilflosen Verwundeten Beistand zu leisten. Es galt, die Leute, von denen viele tagelang gehungert und gedurstet, durch Speise und vor allem durch Trank vor dem Tode zu retten, die blutigen und mit Schmutz und Würmern bedeckten Körper zu waschen und die Wunden zu verbinden, und dies alles in einer glühend heißen Luft, inmitten ekelregender Ausdünstungen und umtönt von Klagen und Schmerzgestöhnen.

Da die Frauen von Castiglione sahen, daß



Henri Dunant
Gründer des Roten Kreuzes — Förderer der Genfer Konvention.

Dumont keinen Unterschied zwischen den Franzosen, Italienern und Österreichern mache, so behandelten auch sie alle mit dem gleichen Wohlwollen. »Tutti fratelli» (alle Brüder), sagten sie oft mit bewegter Stimme, und dieses Wort ist Dumont zeitlebens als Leitwort für die Pflege aller Verwundeten im Kriege im Herzen geblieben.

Als er nach Genf zurückkehrte, erfüllte ihn der Entschluß, alles, was er tun konnte, zu tun, daß in Zukunft rechtzeitig, vor dem Kriege, für eine genügende Anzahl geschulter, freiwilliger Krankenpfleger gesorgt werde und daß die Staaten sowohl alle Sanitätspersonen als auch die Opfer des Krieges als unverzichtlich erklären.

Um für dieses Ziel zu arbeiten, brachte er den Winter 1859/60 in Paris zu; denn es mußte Dumont vor allem darum zu tun sein, ein lange Reihe großer Namen des Kaiserreiches zu gewinnen, weil ohne dieses Beispiel sein Werk sowohl in Frankreich, als auch in andern Ländern nur schwer hätte gelingen können, da in vielen Dingen Paris für ganz Europa den Ton angab. Nur durch die energische Hilfe Napoleons III. vermochte er, die riesigen Schwierigkeiten zu überwinden.

Aber seine Sache schritt Dumont so zu langsam vorwärts. Er griff zur Feder und schrieb nieder, was er während und nach der Schlacht bei Solferino gesehen, gefühlt, gedacht und getan hatte. Er verwendete ein Jahr dazu, und so entstand die Schrift «Un souvenir de Solferino», dem Umfang nach ein dünnes, kleines Büchlein, der Bedeutung nach ein großes Werk. Es erschien in französischer Sprache im Sommer 1862 in Genf. Der Hauptwert des Buches liegt in den Schlusfolgerungen; sie lauten: Auf dem Schlachtfelde ist sofortige Hülfe nötig; denn was heute noch den Verwundeten retten kann, rettet ihn morgen nicht mehr. Da es aber unmöglich ist, ein genügend zahlreiches militärisches Sanitätspersonal zu halten, so müssen wir freiwillige Krankenpfleger haben, die man im

voraus schult und die von den Regierungen und von den Befehlshabern der kriegführenden Heere öffentlich anerkannt und, wie alle Verwundeten, als unverzichtlich, als neutral erklärt werden. Sollte es nicht möglich sein, in allen Ländern Hülfsgesellschaften zu gründen, um die im Kriege Verwundeten ohne Unterschied der Nationalität durch Freiwillige pflegen zu lassen? Möchte ein Kongreß von Vertretern der europäischen Staaten irgend einen internationalen, vertragsmäßigen, geheiligten Grundsatz aufstellen, der, einmal gegenseitig anerkannt, jenen Vereinen zur Grundlage dienen könnte!

Damit waren die großen Gedanken ausgesprochen, die der nunmehr bestehenden Genfer Konvention und den Vereinen vom „Roten Kreuz“ zugrunde liegen. Bis zu deren Verwirklichung war jedoch noch ein weiter Weg. Nachhaltige Hülfe erhielt er von der in Genf bestehenden „Gemeinnützigen Gesellschaft“. Diese ernannte einen besondern Ausschuß, um einen der Gedanken von Dumont, den der „Angliederung einer Abteilung freiwilliger Krankenpfleger an die kriegführenden Heere“, „auf die Möglichkeit seiner Verwirklichung“ zu prüfen. Dumont selbst entfaltete eine rastlose Tätigkeit, um seinen Gedanken bei den Völkern und Fürsten Europas Eingang zu verschaffen, was damals viel schwieriger war, als heutzutage, da man noch nicht an einen großen, internationalen Gedankenaustausch über gemeinnützige Fragen gewöhnt war. Um möglichst viele einflußreiche Personen für sein Werk zu gewinnen, unterhielt er eine ausgebreitete Korrespondenz, zu deren Bewältigung er zwei Sekretäre auf eigene Kosten anstellte, und machte aus eigenen Mitteln mehrere Reisen in die europäischen Hauptstädte, so daß er nach einigen Monaten berichten konnte, er habe zahlreiche Zustimmungen von Ärzten, Militärpersonen und Fürsten erhalten.

Darauf gestützt, wurde vom Genfer Ausschuß beschlossen, auf den 26. Oktober 1863 eine internationale Konferenz nach Genf

zu berufen und zu derselben alle die Personen von Einfluß einzuladen, die Interesse für diese Sache gezeigt hatten. Gleichzeitig legte Dunant bereits eine Reihe von Sätzen als Entwurf zu einem Uebereinkommen vor, das dann das Resultat der Beratungen sein sollte. Dann besuchte er den statistischen Kongreß in Berlin (6.—12. September 1863), bei dem er auch Unterstützung fand, ebenso wie bei dem preußischen König Wilhelm I., der Königin Augusta, dem damaligen Kronprinzen Friedrich und dem Kriegsminister von Roon, denen insbesondere auch Dunants Neutralisierungsidee gefiel. Auf der Rückreise nach Genf besuchte er noch die Höfe von Dresden, Darmstadt, Karlsruhe, Stuttgart, München und Wien und vermochte, da er längst vorgearbeitet hatte, alle für die Absendung eines Vertreters nach Genf zu gewinnen.

Die Konferenz tagte vom 26.—29. Oktober 1863 und bestand aus 31 Abgeordneten, ohne die 5 Mitglieder des Genfer Ausschusses. An dem Uebereinkommensentwurf wurden mehrere, aber keine wesentlichen Aenderungen vorgenommen.

Ihre Beschlüsse waren aber nur noch ein Entwurf, ein Vorschlag. Um ihnen nun völkerrechtliche Geltung zu verschaffen, mußten sie von den Staaten in verbindlicher Form erst noch angenommen werden. Zu diesem Zwecke war die Veranstaltung eines diplomatischen Kongresses notwendig, bestehend aus wirklichen Bevollmächtigten der Staaten. Die Einladungen dazu mußte daher der schweizerische Bundesrat ergehen lassen; alle weitere Sorge aber überließ dieser dem Genfer Ausschuß. Der Kongreß fand statt vom 8.—22. August 1864 im Rathause zu Genf. Aus seinen Verhandlungen ging die berühmte Genfer Konvention hervor. Man einigte sich dahin, daß Zentralausschüsse und Sektionen in den einzelnen Ländern zu bilden seien mit der Aufgabe, in Friedenszeiten sich für die Hilfeleistung im Kriege vorzubereiten und dafür eine genügende Anzahl freiwilliger Kranken-

pfleger heranzuziehen, für welche ein allgemein gültiges Erkennungszeichen, die weiße Armbinde mit dem Roten Kreuz (nach dem Vorschlage von General Dufour), einzuführen sei; ferner solle für das Werk die Hülfe der Regierungen gewonnen, das gesamte militärische und freiwillige Sanitätspersonal solle neutral erklärt und für die Ambulanzen und Spitäler aller Länder das rote Kreuz auf weißem Grunde als gleichförmige und allgemein gültige Fahne eingeführt werden.

Damit war aber das schöne Werk noch nicht verwirklicht. Es galt nun: 1. Die Staaten einen nach dem andern zum Beitritt zu bewegen, und 2. die Privatwohltätigkeit zur Gründung freiwilliger Hülfsgesellschaften anzuspornen. Wie oft mußte da Dunant noch bald hier, bald dorthin reisen, raten und Vorurteile überwinden! Gegenwärtig (1904) gehören der Genfer Konvention nun alle Länder der Welt an, mit Ausnahme von Abessinien, Afghanistan, Aegypten, Brasilien, Marokko, Mexiko und 17 ganz kleinen Staaten, wie Lichtenstein, Haïti, Liberia, Andora u. s. w.

Zur eigentlichen Ausführung des Werkes mußten nun in allen Ländern freiwillige Hülfsgesellschaften ins Leben gerufen werden. Es entstanden solche in Berlin (6. Februar 1864) — hier 1867 auch ein „Vaterländischer Frauenverein“ —, in Paris (1865), in München (18. Oktober 1866), in Wien (1866). Das Beispiel der großen Städte fand sofort Nachahmung bei den kleineren und sogar bei den Landgemeinden, so daß in wenigen Jahren ein großes Netz von Hülfsgesellschaften über den meisten Ländern Europas verbreitet war.

In den Niederlanden zuerst gab man diesen Gesellschaften den Namen „Vereine vom Roten Kreuz“ (entsprechend ihrem internationalen Abzeichen); von hier wanderte der Name nach Genf und dann in die übrigen Länder, so daß er jetzt allgemein geworden ist.

Und was geschah in dieser Sache in der Schweiz? Nachdem schon alle übrigen Staaten Europas, sogar die Türkei, die freiwillige Für-

sorge für die im Kriege Verwundeten national organisiert hatten, wurde erst 1882 der „Schweizerische Zentralverein vom Roten Kreuz“ gegründet. Diesem schlossen sich 1893 der „Schweizerische Samariterbund“ und der Schweizerische Militär-sanitätsverein an. Jeder dieser Vereine hat sich für die Friedenszeit seine besonderen Aufgaben gestellt. Im Kriegsfalle stehen sie alle mit Personal und Material unter der Leitung des eidgenössischen Oberfeldarztes. Im Jahre 1899 gründete der Schweizerische Verein vom Roten Kreuz eine Schule zur Heranbildung von Krankenpflegerinnen (und zwar in Bern), und im folgenden Jahre trat dem Roten Kreuz auch der „Schweizerische gemeinnützige Frauenverein“ bei, der in Zürich eine Pflegerinnenschule mit einem Frauenpital und außerdem eine ganze Reihe von Haushaltungs-, Dienstboten- und Arbeitsschulen — auch in Bern — gestiftet hat und leitet. Endlich beschlossen 1903 der National- und der Ständerat, diejenigen Vereine und Anstalten, welche sich in der freiwilligen Sanitätshilfe und bei der Ausbildung von Krankenpflegerpersonal betätigen, jährlich mit wenigstens Fr. 45,000 zu unterstützen.

Jahrhundertelang hat man die Verwundeten auf den Schlachtfeldern niedergemexelt; man denke z. B. an Sempach und Näfels. Später hatte man nur spärliche und ungenügende Hülfsmittel für sie bereit; die Kriege des ersten und zweiten französischen Kaiserreichs haben schmerzliche Beispiele dafür geliefert. Aber die Menschheit schreitet vorwärts; die Verkehrsmittel, die internationalen Beziehungen vervielfältigen sich; die menschenfreundlichen, christlichen Gedanken tragen den Sieg davon über die nationalen Vorurteile, und die eitle Begeisterung für kriegerischen Ruhm beginnt durch die laute Stimme des Rechts und der Gerechtigkeit gezügelt zu werden, nachdem sie so lange mißachtet worden ist. Das rote Kreuz im weißen Feld wird nun die Asyle des Schmerzes heiligen, den großartigsten

Spital, wie den bescheidensten Zufluchtsort der Märtyrer der Schlachten, der Feinde wie der Freunde, und die Kreuzesfahne wird ihre Falten schützend über jeden Verwundeten und seine Helfer ausbreiten.

Noch mehr: die Genfer Konvention steht zwar mit dem Kriege in engster Verbindung; aber sie bildet zu ihm den größten Gegensatz, indem sie nicht nur dessen Unmenschlichkeiten mildert, sondern auf dem Schauplatz seiner Schrecken als helfende Liebe erscheint und dazu berufen ist, ihn selbst verhindern zu helfen. Denn das Unheil und die Greuel des Krieges schildern, heißt mittelbar gegen den Krieg predigen. Wenn die furchtbare Wirklichkeit eines Schlachtfeldes und die unseligen Folgen des Krieges enthüllt werden, muß das den Völkern und Regierungen nicht zum Bewußtsein bringen, welch ungeheure Verantwortung sie auf sich nehmen, wenn sie Krieg beschließen?

Die Genfer Konvention brach endlich auch einer neuen Zeit Bahn, in der die Staaten durch internationale Verträge sich zu verständigen begannen. Durch diese werden die Völker einander näher gebracht. Vorurteile und Haß müssen sich, wenn's auch langsam geht, doch mindern und Sympathien sich bilden; es entstehen Friedensströmungen, die in einer hoffentlich nicht mehr fernen Zeit dazu führen werden, daß die Völker, statt sogleich das Schwert gegeneinander zu ziehen, die Entscheidung internationalen Schiedsgerichten übertragen. Man erinnert sich hierbei des Alabamahandels, den Amerika und England auf diese Art im Jahr 1872 entscheiden ließen. Einen Anfang dazu hat die diplomatische Konferenz in Haag (18. Mai bis 25. Juli 1899) gemacht durch Vereinbarung einer „Konvention zur friedlichen Schlichtung internationaler Streitigkeiten“ und durch Aufstellung eines Schiedsgerichtes.

Wenn ein Werk unter so großen Schwierigkeiten zustande kommt, wie die Genfer Konvention, so ist es begreiflich, daß es nicht vollkommen sein kann. So bedauert man, daß

die Neutralisierung der Verwundeten entgegen dem Wunsche Dunants nicht ausdrücklich ausgesprochen ist. In Frage gestellt wird sie allerdings auch nicht. Die Erfahrungen haben im weitern dargetan, daß mehrere ihrer Bestimmungen der Umgestaltung bedürfen, weshalb man sich schon im Jahr 1868 auf eine „Nachtragsskonvention“ einigte, die aber von den Mächten nicht angenommen wurde; mehrere Artikel derselben finden sich in unserm Militärdienstbüchlein neben solchen der Genfer Konvention. Endlich erfuhr diese eine Erweiterung durch den Haager Friedenkongreß (1899), welcher eine „Konvention betreffend die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg“ zustande brachte, die allgemein angenommen wurde, und dem schweizerischen Bundesrat wurde der Auftrag erteilt, bei den Vertragsmächten die Schritte zu tun, die notwendig sind, um eine Revision der Genfer Konvention von 1864 herbeizuführen.

Und wie erging es dem Manne, dem die zivilisierten Völker in erster Linie das größte Werk der Menschenliebe des 19. Jahrhunderts zu verdanken haben und der demselben seine Zeit und seine Kraft widmete und dabei außer seinen persönlichen Interessen auch das Glück einer eigenen Familie und die Hälfte seines großen Vermögens opferte? Durch die Gründung der Genfer Konvention wurde er ein berühmter Mann, von Bürgern und Fürsten gleich sehr geehrt. Aber sein Ruhm stieg ihm nicht zu Kopf. Er war zu bescheiden und hatte keine Zeit zu selbstgefälligen Betrachtungen. „Was liegt einem an den Lobeserhebungen der Welt, wenn man ein Jünger des Meisters sein will, dessen ganzes Leben eine einzige große Schmach gewesen ist?“ Aber Begeisterung besaß er viel, und wirkliche Begeisterung lässt keine Eigenliebe aufkommen. Und daß er sich als ein Werkzeug Gottes fühlte, gehört zu seiner Größe und war ihm später ein tröstender Gedanke.

Denn im Jahr 1867 verlor er den Rest seines Vermögens, da er bei seinem unbe-

grenzten Vertrauen zu den Menschen sich hatte verleiten lassen, in Algier sich an einer industriellen Unternehmung zu beteiligen, die dann fallierte. Nun verschwand er im Dunkel der Armut, wurde von aller Welt vergessen und mußte mehr als 25 Jahre lang als Journalist seinen Unterhalt kümmerlich erwerben. Da gehörte er auch, wie er erzählt, zu denen, „die in der Garküche, wo sie speisen, nichts mehr auf Borg bekommen und denen man abends bei der Heimkehr den Zimmerchlüssel verweigert, weil sie ihre Miete nicht bezahlen können; die ihre Kleider mit etwas Tinte ausschwärzen und ihrem Hemdkragen mit Kreide nachhelfen; die sich den Magen verderben, weil sie nicht genügend oder nichts Ordentliches zu essen haben.“ „Wenn man“, bemerkte er, „nicht selbst das Elend gekostet hat, so ist es schwer, sich eine richtige Vorstellung davon zu machen“.

Endlich machte eine kleine Familienpension es ihm, dem alten Manne, möglich, im Bezirkskrankenhaus zu Heiden Aufnahme zu finden. Aber er konnte und kann noch jetzt nicht ruhen; er sitzt von morgens früh bis abends spät am Schreibtisch und korrespondiert massenhaft nach allen Seiten hin, um sein Werk und zugleich die internationalen Friedensbestrebungen zu fördern. Da wurde 1895 von Zürich und Bern aus durch Zeitungsberichte und Vorträge auf ihn aufmerksam gemacht, und die Welt erinnerte sich wieder daran, was man ihm zu verdanken hat. Von allen Seiten kamen aufs neue Beweise der Achtung und des Dankes. Die Mutter des russischen Kaisers, Maria Feodorowna, setzte ihm eine lebenslängliche Rente aus, und im Jahre 1901 wurde ihm der Friedenspreis der Nobelpreis der Nobelsstiftung im Betrage von Kr. 104,000 zuerkannt, wodurch er immerhin nur teilweise zurückhielt, was er für sein Werk geopfert hatte. Aller Dank und alle Ehren, die nun seinen Lebensabend noch verschönern, freuen ihn weniger seiner Person, als seines Werkes wegen; denn er besitzt die-

jenige Eigenschaft, die fast alle Männer mit wirklichen und hervorragenden Verdiensten auszeichnet: die Bescheidenheit, welche die eigene Person vergessen läßt in der selbstlosen und völligen Hingabe an die Sache, der sie dienen. Und mit seiner Liebe, seinem weiten, alle Nationen und Religionen umfassenden

Herzen gehört Dunant zu den großen Männern, den Helden und Feldherren der Zivilisation. Das Schweizervolk vor allen soll und wird seiner stets in dankbarer Verehrung gedenken.

Nach authentischem Material, von Dunant selbst gesiebert.

Von P. A. Schmid, Bern.



Die unabhängige Krankenpflegerin.

Von Dr. Charles Krafft, Lausanne.

(Vortrag, gehalten in der Delegiertenversammlung des schweizerischen Roten Kreuzes zu Neuenburg am 18. Juni 1905.)

(Fortsetzung.)

Eine solche richtige Rekrutierung des Pflegepersonals ist aber nur möglich, wenn die Ärzte, die Krankenhäuser, die Pflegerinnen-Schulen untereinander einig sind im Entfernen der Ungeeigneten. Sonst, wenn eine Pforte sich vorsichtig ihr verschließt, wird die Betreffende alle Anstrengungen machen, durch eine andere Tür wieder hereinzukommen. Einige Fälle, aus vielen herausgegriffen, werden dies deutlich machen.

Eine junge, sehr wohl begabte Person meldet sich in einer Schule für Krankenpflegerinnen. Sie spricht nur eine Sprache, ist niemals aus dem elterlichen Hause, wo sie Feldarbeit getrieben hat, herausgekommen. Man rät ihr, erst noch ein Jahr in die Fremde zu gehen, um sich ein wenig auszuwachsen und auszuweiten, Land und Leute zu sehen, zu lernen, wie man sich anderswo benimmt als neben der Mutter; große Bahnhöfe zu sehen, Zollämter und andere Dinge, die für eine Pflegerin, welche vielleicht mit ihrem Kranken ganz Europa durchreisen muß, nützlich sind. Die Bewerberin findet diese Forderung übertrieben, sie verbringt einige Monate in einem Krankenhaus als Gehülfin und tritt sodann als Krankenpflegerin auf. Was ist die Folge? Die Kranken werden sie ungebildet, die Ärzte schlecht erzogen finden. Niemand aber wird fragen, wo und wie sie aus-

gebildet worden ist, wohl aber wird jedermann sagen: Seht ihr wohl? die „unabhängigen“ Pflegerinnen verstehen ihre Sache schlecht!

Ein anderes Mädchen möchte eine Lehrzeit durchmachen. Sie hat ein Kind gehabt und die Erfundigungen ergeben, daß sie etwas „leichter Art“ und deshalb zur Pflegerin ungeeignet sei. Sie wird also abgewiesen. Darauf geht sie als Lehrtochter in ein Krankenhaus, bleibt dort einige Monate und erhält ein Zeugnis; von einer diplomierten Pflegerin lehrt sie sich deren Hefte, studiert darin viel oder wenig und arbeitet darauf in Familien, die ihren Versicherungen glauben, und mit Ärzten, die keinen Nachweis einer regelrechten Lehrzeit verlangen. Wenn nichts Unangenehmes vorkommt, um so besser für alle Teile; wenn die Sache aber schief geht, dann kann man überall wieder das Gezeter über die Leichtfertigkeit der „unabhängigen“ Pflegerinnen hören.

Die Frage der Zulassung zum Pflegeberuf ist also von sehr großer Wichtigkeit. Und wenn wir uns etwas länger damit beschäftigt haben, so geschah es aus Achtung für die tüchtigen Pflegerinnen, wie aus Rücksicht auf die Kranken.

Unerlässlich ist es, daß eine Krankenpflegerin eine richtige Ausbildung genossen habe. Diese Behauptung hätte noch vor 25 Jahren über-